

Wenn der Türklopfer erzählt und für Tee

Die narrative Existenz und globale Perspektive einer Radreise entlang der Alten Seidenstraße

Die Türklopfer im Iran sind Kunstwerke. An den traditionellen Häusern erzählen sie die lange Geschichte kultureller Vorstellungen. Es sind immer zwei, der eine für die Männer, der andere für die Frauen. So ist es immer klar gewesen, wer klopft. Und es ist klar gewesen, wie geöffnet wird: verschleiert oder unverschleiert. Drinnen: Vögel, Wasserplätschern, Fernseh-Geräusche, Kinder. Draußen: Chaos, Lautstärke, Autos, LKWs, Eselskarren, Räder, Mofas, alles drängt sich durch die kleinen Gassen und die großen Straßen. Ein ohrenbetäubender Lärm, Abgase und Geschrei. Aber auch hier, egal an welcher Stelle der Straße, von Albanien bis China, bei welchem Wetter: Zeit für einen Tee ist immer. Die Existenz wird zur narrativen, eingeladenen und globalen – im Innen und im Außen des eigenen Lebens. Dabei ist jede Minute eine spirituelle Frage.

Von Gunda Werner-Burggraf

GUNDA WERNER-BURGGRAF

Dr. theol., ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Ruhr-Uni-Bochum. Sie ist von August 2010 bis Oktober 2011 von Bonn nach Japan gefahren.

Es ist der Tag der Republikgründung. Das Atatürk-Denkmal ist geschmückt, viele Blumen sind neu gepflanzt. Gestern noch ist es ein wunderschöner Herbsttag gewesen. Mit dem iranischen Visum im Pass geht es wieder los: im strömenden Regen. Es regnet in einem

Maße, wie ich es mir kaum vorstellen kann. Nach einer Stunde und fast 800 Höhenmetern weiter der erste Halt an einer Tankstelle. Ein Geschenk: Schokoriegel, weil das Wetter so furchtbar ist.

Der Weg geht weiter, weiter bergauf. Weiter im Regen. Die Verzweigung steigt. Die Erde ist durch-

er Geschichten immer Zeit ist

weicht und ein Schlafplatz draußen unvorstellbar. Also lungern wir an drei Tankstellen hintereinander herum. Ohne Erfolg.

Es wird langsam dämmrig, wir sind nun seit fast sieben Stunden im Regen unterwegs. Es ist zudem sehr kalt. Auf der linken Seite sehen wir ein Dorf und eine Moschee. Wir biegen ab, arbeiten uns den unbefestigten und durchweichten Weg zur Moschee hin. Sie ist ganz neu, ebenso das Waschhaus auf der anderen

Seite. Erleichterung: es gibt Wasser und Toiletten. Obwohl die Sonne bald untergeht, ist niemand zu sehen. Wir entscheiden, vor dem Gemeindehaus, dessen Türe schon lange nicht mehr auf war, das Zelt aufzubauen: Ein kleines Dach hält ein wenig Regen ab. Als wir fertig sind, kommen auch die Männer zum Gebet. Nach dem Gebet ist Gemeindeversammlung um unser Zelt. Der Imam macht deutlich, dass wir da draußen auf keinen Fall

schlafen können. Der Hausmeister für das Haus wird gesucht, gefunden und schließt die Türe hinter uns auf. Wir wehren uns, das Zelt steht doch gut und wir sind müde und hungrig. Alle bestehen darauf, dass wir in das Haus gehen. Wir bauen wieder ab. Hängen das Zelt über die Stühle und Tische, nehmen das Chaos wahr, aber auch den einen Raum mit den vielen Teppichen und Bänken. Der Ofen wird angeschmissen und erst als sich alle si-

cher sind – dafür kommen manche noch einmal extra wieder –, dass wir zu essen haben, werden wir alleine gelassen. Zwei Stunden später tobt ein Unwetter und unser „Zeltplatz“ ist verschwunden: Er steht knöcheltief im Wasser und der Rest sogar im Vorraum und ein großer Teil fließt samt Frosch durch unseren Raum. Wir haben die Bänke als Zuflucht. Am nächsten Morgen scheint die Sonne.

Bis heute sind die Türklopfer die Klingeln der alten Häuser, der Häuser die zugleich in ihre Ruhe und in ihre wunderschöne Architektur einladen. In der Mitte des Hauses befindet sich ein Innenhof, in ihm ein Wasserbecken, Ranken und Reben, kleine Bäume. Darum herum liegen die Sommerräume, Nischen ausgelegt mit Teppichen. Im Keller gibt es weitere Sommerräume, die abgeschlossen sind. Im ersten Stock Terrassen und die Winterräume. Auch die einfachen Häuser haben diese Orte für den Winter und den Sommer. In den Sommerräumen steht der Tapcan, das Tagesbett, auf dem gegessen, gespielt und geredet wird. Eine Einladung auf den Tapcan zum Essen oder Tee ist das mindeste in Asien. Meistens gehört die Einladung zum Mittagsschlaf oder zur Übernachtung dazu. Wenn es keinen Ort für den Tee gibt, wird er geschaffen: am Straßenrand, an der Quelle, in der Tankstelle, der Moschee. Tee-Trinken und Reden, mit erlernter Sprache, pantomimisch und einem Gemisch aus allem. Inmitten des Trubels, inmitten des Unterwegs-Seins sind die Unterbrechungen lebens-notwendig. Als Radreisende bin ich existentiell darauf angewiesen, dass mir die Türen geöffnet werden, der Tee gereicht wird, ich einen Ort habe zum

Schlafen und Ausruhen, zum Essen und Trinken. Es sind Orte der Geselligkeit. Einen Gast auch nur eine Minute alleine zu lassen, ist unhöflich. Gerade zur Nacht ist es in Ordnung, da wird der beste Raum geräumt und die Bodendecken zusammengetragen, alle Gasöfen in den Raum gestellt. Die Angewiesenheit auf den anderen. Erst nach vielen Monaten eröffnet sich eine neue Perspektive: Auch der Einladende ist ein Angewiesener. Auch dort sind die Bedürfnisse vielfältig. Es sind Neugierde oder Interesse, kulturelle Zwänge oder religiöse Überzeugung, Lebenseinstellung oder das Bedürfnis, endlich mit einem Ausländer über die politische Situation reden zu können. Letzteres ist für den Iran kennzeichnend. Im Laufe der Zeit lerne ich: Ich bin die Freie, denn meine Kultur erlaubt mir das Zurückweisen eines Angebotes. Ich darf das, denn ich bin keine Asiatin. Ein Angebot nicht zu machen – das ist meinem Gegenüber beinahe unmöglich. Meine faktische Angewiesenheit weicht der notwendigen Angewiesenheit meines Gegenübers, meine Angewiesenheit zu vermuten und Hilfe anzubieten. Für Reisende ist diese Kultur ein Segen: Die Moscheen sind offen, sie haben Wasser und Waschräume, es ist immer jemand zu denselben Zeiten da, sie haben Gästerräume und Gastfreundschaft ist Teil ihres religiös-kulturellen Lebens. Wir Christen können da eine Menge lernen! Welche Kirche hat schon zugängliche Toiletten oder welche Gemeindemitglieder nehmen dahergefahrene, völlig verdreckte, verschwitzte Menschen mit Rädern auf? Angewiesenheit, die zu denken gibt.

Woher kommst du?

Das Ende der großen Erzählungen, wie es als Kennzeichen für eine Postmoderne Welt verstanden wird, hat die Frage hinterlassen, was denn nun das verbindende zwischen den westlichen Kulturen ist. Noch mehr aber hat es die Frage hinterlassen, wie sich der Mensch als Mensch versteht. Wie können wir reden, kommunizieren, wenn es anscheinend den einen Anknüpfungspunkt, den großen Horizont nicht mehr gibt? In Asien unterwegs zu sein, bedeutet, sich dauernd der Frage zu stellen, woher ich denn eigentlich komme. In der Tat ist diese Frage die Frage schlechthin, sie wird gestellt, 100 Mal täglich, als Begrüßung, aus dem Auto heraus, vom Feld gerufen. Woher kommst du? Diese Frage nervt kolossal und es macht überhaupt keinen Spaß, mit ihr am laufenden – oder besser fahrenden – Meter konfrontiert zu sein. Mit dem Abstand von über einem Jahr kann ich

INTERNET-TIPP

Zur Reise ist ein Blog erschienen auf:

- www.silkroad-project.eu

sten ist natürlich reine Illusion und sie funktioniert weder philosophisch noch real. Zu lernen ist daran, dass es eine zweite Frage braucht neben der Herkunft. Zu lernen ist aber auch, dass die Frage nach der Herkunft rassistisch sein kann. Sie kann aber auch interessiert sein. Sie ist die andere Seite der Gastfreundschaft, dort wo sie bedrängend, einnehmend ist, und Teil der Gastfreundschaft wo sie offen und interessiert ist.

Narrative Existenz in der Wüste des Innen und Außen

Die Wüste ist die Begleiterin einer Radreise Richtung Asien. Ein großer Teil Asiens ist ursprüngliche Wüste oder durch Wassermiswirtschaft entstandene Wüste. Abgeerntete Monokultur kommt einer Wüste gleich. Monate durch die Wüste zu fahren, ist eine zutiefst spirituelle Erfahrung. Sie ist auch überraschend, denn die Wüste habe ich mir immer romantisch „aufgeräumt“ vorgestellt. Faktisch ist es aber so, dass jede Spur bleibt, jeder Sandhaufen, der bewegt wurde. Die Wüste kann unendlich unaufgeräumt sein. Diese unaufgeräumte Wüste korrespondiert mit der inneren Erfahrung, die sich wie in Exerzitien in Phasen und Wellen darstellt. Die Wüste ist still, auch die unaufgeräumte, wäre da nicht der ständige Autoverkehr. Wenn dieser nicht ist, ist nichts. Die innere Wüste ist dies ja keineswegs. Wie absurd es ist, tagelang durch die große Sandwüste Irans zu fahren und das Lied der Toten Hosen zu summen, macht einen nur dann verrückt, wenn die Reflexion einsetzt. Anson-

sten ist es wie der nicht abbrechen wollende Autoverkehr: Es summt in einem und um einen brummt es. Die Wüste macht demütig, sie macht geduldig. Sie öffnet für die inneren Bewegungen und Prozesse. Sie ist in einem so hohen Maße eintönig, dass der Blick für die kleinen Dinge geschärft wird. Nach einigen Tagen entdecke ich immer wieder mal kleine Blumen. Besondere Steine. Tiere. Tierspuren. In der Wüste laufen die Flüsse aus. Sonst endet ein Fluss immer irgendwo: im See, im Meer, in einem anderen Fluss. In der Wüste laufen sie aus. Sie sind zu sehen als Rillen, wie ein Pril im Wat. Sie sind voller Salz und hinterlassen Salz. Selbst wo Wasser ist, ist kein Leben, dafür ist der Salzgehalt zu hoch. Wir kommen durch Sandstürme und an uralten Karavansereien vorbei. Durch die Wüste fahren heißt: im Hier und Jetzt fahren, Eintönig werden. Die narrative Existenz in und außerhalb der Häuser, beim Tee am Straßenrand oder auf dem Tapcan wechselt mit der inneren Narrativität, mit einer Art gedachtem Tagebuch, unausgesprochener Bewunderung für die Schönheit dieser Einöde. Jedes Leben ist ein Geschenk, jede Kurve eine weitere Weite. Die Wüste im zarten Grün des Frühlings ist der wohl schönste Anblick. In der Wüste wird das Innen zum Außen, das Außen zum Innen, es wird alles Geschichte, alles Bild-Wort und Bild-Welt. Erzählen ist leben. Es ist irrelevant, ob diese Erzählung im Innen oder im Außen geschieht, ob sie sich an die großen Erzählungen der Menschheit anbindet oder im kleinen Puzzle bleibt. Das Paradox der Wüste ist Ort des Lebens. Das Leben wird geläutert, der Ohrwurm wird immer leiser. Die Außenperspektive nimmt wieder zu, die Wahrnehmungen werden zu einer eigenen Geschichte und in dieser Geschichte wird die Existenz wieder erzählbar ebenso wie sie schweigbar wird.

das gelassener sehen. Von den Toten Hosen gibt es das wunderbare Lied „Mensch“, das in diesen Zusammenhang passt. Leider hatte ich es auf der Fahrt nicht als Ohrwurm (sondern absurderweise das Lied „Der Bofrostmann“, aber dazu später mehr). Wenn es da heißt: „Mein Name ist Mensch, ich weiß, dass du mich kennst. Ich bin du, du bist ich, ich bin ein Mensch“, dann erinnert das an diese Frage, die einer Vergewisserung gleichkommt. Zu wissen, wo wer herkommt, ist in Asien zugleich eine Ahnung, wie jemand ist. Es gibt bestimmte Bilder und Vorstellungen, die großen Erzählungen sind noch nicht tot und sie werden durch die Werbung sowie die Politik am Leben erhalten. Aus Deutschland kommen heißt reich sein. Mit einem Fahrrad aus Deutschland kommen, heißt arm sein. Also müssen uns Dinge geschenkt werden: Tücher, Essen, Trinken, Geld, Schlafplätze. Aus Deutschland kommt man mit einem Mercedes. Die Befreiung von diesen großen Erzählungen im We-

Reisen in globalisierten Zeiten

Eine Weltreise in dieser Form wäre vor noch 20 Jahren eine ganz andere gewesen. Die Briefe, die postlagernd auf einen warten, ab

LITERATURTIPP

- Werner-Burggraf, Gunda, Die Abwesenheit des allzeit Anwesenden – Erfahrungen mit der Internetzensur und theologische Impulse daraus, in: Pastoralblatt 11/2011.
- Werner-Burggraf, Gunda, Der abwesende Gott als anwesendes Du – Gedanken zur religiösen Kommunikation im Web 2.0, Pastoralblatt 2/2010.
- Werner, Gunda / Schimmel, Thomas M., Gott lässt uns nicht im Stich. Hoffnung und Kirche, in: Franziskaner Mission 1/2007, 1-4.
- Werner, Gunda, Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst? Ein Plädoyer für das Erzählen in ‚unweihnachtlichen‘ Zeiten, in: Pastoralblatt 11/2007, 343-346.

und an mal ein rauschendes Telefonat. Keinerlei Information über politische Zusammenhänge oder Umweltkatastrophen. Wir aber reisen in Zeiten des Internets. Das Gefühl, gar nicht richtig weg gewesen zu sein, ist auf beiden Seiten da: bei den FreundInnen zu Hause und in meinem Inneren.

Was ist das Internet? Diese Selbstverständlichkeit in westlichen Ländern, das so scheinbar unzensuriert verfügbar ist und jederzeit zugänglich, erweist sich in den Diktaturen in Asien als ebenso eine Herausforderung wie im hochindustrialisierten Japan. Auf der einen Seite ist die Zensur zu erfahren, tagtäglich, bei wichtigen Fragen und weniger wichtigen. Der Bildschirm ist immer wieder eine Ansammlung bunter Zeichen, ein out of order. Der Blog kann nicht mehr geschrieben werden, Zeitungen nicht gelesen. Wir wissen nicht, ob unsere E-Mails gelesen werden können. Auch die gute alte Post ist nicht verlässlich, einige, wenige Postkarten verschwinden. In Japan dann überrascht uns eine ganz andere Situation: Jeder hat Internet! Die meisten haben portable Telefone mit Internet. Das Internet-Café scheint zugleich auch ein Indiz für die fehlende Privatisierung von Internet zu sein. Trotzdem wird es in Japan zum größeren Problem, ins Internet zu kommen oder auch nur an Strom als in allen anderen Ländern.

Kirche-Sein in globalen Zeiten oder wie der Rand zur Mitte wird

Es ist der Tag der Revolution im Iran. Auf den Straßen sind viele tausend Menschen, die der islamischen Revolution 1979 gedenken. Die Opposition hat zur Demonstration in Solidarität mit den Demonstrationen in Ägypten aufgerufen. Die führenden Köpfe der „grünen Bewegung“ werden unter Hausarrest

gestellt, das Parlament unterzeichnet eine Aussage, dass die Todesstrafe die einzig sinnvolle Antwort auf das Wirken der Oppositionsführer sein kann. Täglich werden im Iran zehn Menschen hingerichtet. Die Opposition hier und in den arabischen Ländern lebt in Gefahr, zum Teil in Lebensgefahr. Dennoch gehen Menschen auf die Straße, drei Tage später. Wiederum einige Tage später gibt es eine Regiergungsdemonstration gegen die Opposition. Wie es weitergeht, weiß ich nicht. Aus europäischer Perspektive scheint die einzige Sorge das Schließen der Grenzen zu sein, um nicht mit noch mehr Flüchtlingen konfrontiert zu sein, die aus ihren jetzt zusammenbrechenden politischen Systemen fliehen. Die Grenzen werden verfestigt, die türkisch-griechische Grenze steht dabei neben dem Mittelmeer besonders im Blickpunkt. Ich spreche mit Menschen, die Angst um ihr Leben haben. In diesen Situationen erlebe ich das Befremden gegenüber kirchlichen Themen, wie sie mein Leben ausmachten, wieder ausmachen. Ekklesiologie müsste sich in der globalen Perspektive anders verstehen. Vielleicht ist es ja sogar so, dass eine Kirche, die sich zuerst an den „Rand“ der Gesellschaft und ihrer eigenen Verortung begibt, dort wieder zu ihrer Mitte findet und sich die dogmatischen und kirchenrechtlichen Fragen lösen, weil das Beharren auf ihrer Legitimation sich in Luft auflöst, sobald es um Fragen des Lebens und des Todes geht. In den Gesprächen über Religion und Zukunft hier im Iran wird von schiitischer Seite immer wieder betont, dass es doch letztlich nur darum gehen könne, das Leben zu bewahren. Es geht um das Leben. Um nicht mehr und nicht weniger.